

(Nachdruck verboten.)

18]

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Der Seitner war nie ein guter Hausen und nie ein richtiger Mann gewesen.

Er hatte sein Gütl schuldenfrei vom Vater übernommen; seine Frau, eine Kistlerochter von Webling brachte Bargeld in die Ehe, vielleicht viertausend Mark.

Und so hätte er ein leichtes Machen gehabt, denn das Gütl war nicht schlecht. Es waren zweiunddreißig Tagwerk Acker und Wiesen dabei und elf Tagwerk Wald, darunter vier mit schlagbarem Holz.

Aber vom ersten Tag an war es nichts mit ihm. Er hatte keine Freude an der Arbeit und auch keinen Verstand dazu. Das Beste an ihm war sein Mundwerk. Mit dem konnte er gut vorwärts. Er wußte von jedem im Dorfe, wie er seine Sache besser machen könne, und verwaltete alles, was ihn nicht anging.

Zu allen Tageszeiten war er im Wirtshaus zu treffen, und kein Weg verdroß ihn, wenn in der Gegend ein Preis-Tegeln war oder ein scharfer Tarock.

Mitunter kam es über ihn, daß er sein Gütl in die Höhe bringen wollte, um den Erlbachern zu zeigen, wie man die Dekonomie treiben müsse. Dann schaffte er die neueste Maschine an oder kaufte ein teures Roß oder probierte es mit neumodischen Erfindungen, die in landwirtschaftlichen Büchern gepriesen werden.

Zu solchen Zeiten sah er noch einmal so gerne im Wirtshaus und rühmte sich vor den Leuten, daß er eine neue Aera aufzun wollen in Erlbach.

Lange blieb er nicht bei dem Eifer; über eine kurze Weile war die neueste Maschine von ihm billig zu haben, das teure Roß dazu, der Chilisalpeter lag unbenutzt hinten in der Scheune, und der Sieg der Neuzeit wurde hinausgeschoben.

Der Seitner warf wieder die Segel um, sechs auf einen Schub, wenn es schlecht ging, und wartete mit der Schellenoch auf den Zehner.

Es war leicht zu glauben, daß bei einem solchen San-tieren kein Gedeihen sein konnte.

Zuerst ging das Bargeld der Frau auf Reisen; hinterdrein mußte wie bei allen schlechten Wirten der Wald daran glauben, und als der letzte Stamm zu Brettern geschnitten war, ging das Vorgen an.

Zu Anfang war es nicht schwierig. Die ersten zwei Hypotheken waren schnell unter Dach, aber für die dritte brauchte es schon Zeit und Ueberredung. Damals hätte der Schuller Gelegenheit gehabt, einen dankbaren Schuldner zu finden. Aber es fehlte ihm der rechte Blick für den Vorteil; er sagte zum Seitner, bloß Narren borgen einem Spieler, und es sei zweimal eine Schande für einen verheirateten Mann, wenn er mit ledigen Burschen und Knechten auf der Kegelbahn herumstehe.

Der Seitner ließ als ein nobler Mensch, keinen Verdruß über die Abweisung sehen; aber sie wurmte ihn, und er sagte einen Groll gegen den Mann, der ihm kein Geld, aber gute Lehren mit heimgeben wollte.

Er gab es wohl nicht zu erkennen und blieb angenehm nach wie vor.

Denn er mochte das laute Wesen und Zank und Streit nicht leiden.

Im stillen aber rüstete er zum Kampfe, und bei der Wahl erwies er sich als nützliches Werkzeug der Kirche.

Und er verweigerte seine Dienste auch jetzt nicht, als ihm Hausstätter den neuen Auftrag erteilte.

Wenige Tage später gingen seltsame Reden über den Schuller um.

Niemand wußte so recht, was und wie, und niemand wußte, woher.

Aber die Ungewißheit machte das Gerücht nicht kleiner; es wuchs von einer Türe zur anderen und die letzte Nachbarin bekam es grausamer aufgefischt, als die vorletzte.

Eines wiederholte sich immer; daß es der alte Pfarrer schriftlich gemacht habe, wie schlecht der Schuller sei.

Das Gerücht blieb nicht unter den Weibern. Die Männer, denen es mit der Suppe auf den Tisch gestellt und des Abends aufgewärmt wurde, konnten es nicht beiseite schieben.

Der Schuller selbst blieb kalt und sagte, daß er nicht den Finger rühre gegen die dummen Lügen.

Er ließ sich auch durch den Haberlschneider nicht irren machen.

„Wen soll i denn verklagen?“ fragte er. „Vielleicht de alt'n Weiber von Erlbach?“

„Ganz guat sei lassen, dös sell kost aa net.“

„Warum it? Dös woach do a jeder, daß i mein' Vater net mißhandelt hab'. Na, über dös G'rad ärger' i mi gar net, weil's z' dumm is!“

„I hab' heut' mit'n Blasibauern g'rad't. Er sagt dös nämlidje, wie'n i. Dös is an abg'machter Handel.“

„An alter Weibertratsch is', firscht nix.“

„Mir kimmt's it so vor. Wann's bloß a Tratscherei waar, nacha hätt'n mir scho länger was g'hört.“

„Dös ko'n aa scho länger ungeh.“

„Na; mei Bäuerin sagt, dös is aufganga wie Pulver Früher hat ma loa Silben net g'hört davo.“

„Was moanst nacha Du?“

„I gang schnurg'rad in Pfarrhof und fraget, was dös is mit dem Schreiben von Herrn Held.“

„Dös woach i g'ersch, daß dös nix is.“

„I fraget do.“

„I geh' nimmer in Pfarrhof, Haberlschneider. Und überhaupts, wann i jetzt auf oamal kam, nacha funni's der Pfarrer so aufbringa, als wenn i a schlecht's G'wissen hätt'.“

Der Haberlschneider wollte nichts mehr dawider sagen und ging.

Das war an einem Samstag. Schon den Tag darauf hatte die Sache ein anderes Gesicht.

Der Paulimann ging nach der Kirche ins Wirtshaus und trank sich einen Rausch an. Er war sonst ein stiller, wortfarger Mensch und fleißig bei der Arbeit. Aber wenn er ein Glas über den Durst getrunken hatte, wurde er lebendig. Er fing dann mit jedem Gaste Streit an und riidte allen Leuten ihre Sünden vor. Obwohl er ein angesehenener Bauer war, geschah es ihm oft, daß er Schläge bekam und hinausgeworfen wurde.

An dem Sonntag hatte er schon drei oder vier Leuten die Freude am Essen und Trinken genommen und wollte gerade über einen fünften herfallen, als er den Schuhwölfl sah, einen Schwager vom Schuller.

Er sah am Nebentisch beim Haberlschneider. Wie ihn der Paulimann sah, schrie er hinüber, ob er ihm das vierte Gebot Gottes nicht sagen könne. Er bitte gar schön, daß er ihm das vierte Gebot herjage; er könne sich nicht mehr darauf besinnen.

Als der Schuhwölfl keine Antwort gab, fragte er, ob es nicht so heiße: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest auf Erden.“

„Paulimann, laß guat sei!“ sagte der Haberlschneider. „Warum denn? I sag' ja nix Unrecht's. I möcht' g'rad wissen, ob's dös vierte Gebot no gibt.“

„An Nuach gib!“

„Ehre Vater und Mutter. I glaab, so hamma's mit g'lernt, aber bei'n Schuller hoacht's anders.“

„Du brauchst wieder amal Schläg', gel', Paulimann?“ schrie der Schuhwölfl.

„Na, jetzt no net. I wart, bis mei Qua groß gnuu is, daß er mi schlag'n ko.“

Der Schuhwölfl sprang auf.

„Bischt Du der Tropf, der ganz ausg'schamte, der de Lug ausg'iprengt hat?“

„I sag' bloß, was d' Deut' sag'n.“

„Und beneiden muacht as Du!“

„Geh zu Dein' Nachbar.“ schrie der Paulimann, „dei Sierangl hat's schriftli g'leh'n.“

„So, is der aa dabei? Dös is g'scheidt, daß Du dös sagst. Jetzt dertwisch'n mir enk' amal, Du . . . Du ganz schlechter!“

„Net so schlecht als wie'r ösl! Bei uns is dös net der Brand, daß ma sein Vater'n haut.“

„Woachst Du dös?“

„So, woach i's.“

„Nacha kennst Du dös aa?“ schrie der Schuhwöfl und schlug dem Paulimann ins Gesicht.

Der sprang in die Höhe und hieb mit der Faust zurück. Es wäre dem Paulimann wieder einmal schlecht gegangen, denn der Schuhwöfl war ein starker Mensch und nüchtern. Aber da mischte sich ein anderer ein und half ihm. Und der war noch dazu der beste Freund vom Schuller. Der Haberlschneider zog den Schuhwöfl zurück und sagte ruhig: „Mit Schlägen werd die Sach' it besser. De werd wo anders ausg'macht.“

Der Schuhwöfl ließ ab und setzte sich wieder auf seinen Platz. Aber der Paulimann glaubte, daß er einen hilfreichen Freund gefunden habe, und schöpfte neuen Mut. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie, so laut er konnte: „Und dös vierte Gebot, dös laß i amal net aus. Da fo kemma, wer mag, dös is mir ganz gleich. Dös vierte Gebot Gottes, dös muach her! Ehre Vater und Mutter, daß du lange lebest auf Erden!“

Der Schuller ließ zwei Tage später den Paulimann und den Hierangl vorladen.

Beim Wirt im Nebenzimmer war der Sühneversuch; der frühere Bürgermeister Kloiber, welcher jetzt zum Weigeordneten gewählt war, leitete ihn, und der Lehrer Stegmüller führte das Protokoll.

Die Parteien waren anwesend. Der Schuller stand hart neben dem Tische, auf dem Stegmüller schrieb. Er zeigte keine Aufregung und keinen Zorn.

Auch der Hierangl machte ein gleichgültiges Gesicht.

Man hätte meinen können, daß er bloß zufällig da sei, und daß ihn die amtliche Handlung nichts angehe

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi

Mutter Ulita, die Frau des Fähnrichs und Schullehrers, ist, wie die anderen, vor das Tor ihres Hauses getreten. Sie erwartet das Vieh, das ihr Mädchen Mariana auf der Straße herantreibt. Sie hat kaum den Zaun öffnen können, als eine riesige Büffelkuh, von Müden umschwärmt, brüllend durch das Tor bricht; ihr folgen langsam die satten Kühe, die mit ihren großen Augen der Hausherrin ihre Huldigung darzubringen scheinen und sich gleichmäßig mit den Schwänzen die Hüften schlagen. Die schlante, hübsche Mariana kommt zum Tor herein. Sie wirft ihre Kute fort, schießt den Zaun und jagt ausgelassen das Vieh auseinander in den Hof hinein. Vieh das Saugzeug aus, Teufelsmadel, ruft die Mutter, Deine Tschuwjats sind ganz abgetreten. Mariana fühlt sich keineswegs durch den Beinamen „Teufelsmadel“ gekränkt, sie nimmt diese Worte als eine Liebeslösung hin und setzt fröhlich ihre Arbeit fort. Mariana's Gesicht steckt in einem Kopftuch, sie trägt ein rosa Hemd und ein grünes Besammet. Sie verschwindet hinter dem Schuppen des Hofes, indem sie dem fetten, kräftigen Vieh folgt, und aus dem Stall ertönt ihre Stimme, wie sie jählich der Büffelkuh zuredet: „Kannst nicht ruhig stehen! Ach, so stehe doch, Herzchen! . . .“ Bald geht das Mädchen mit der Alten aus dem Stall in die Milchammer, und beide tragen zwei große Töpfe Milch — den Ertrag des heutigen Tages. Aus dem irdernen Schornstein steigt bald der Rauch des Kuhmist's auf; die Milch wird zu Rahm verarbeitet; das Mädchen schürt das Feuer, die Alte geht vor das Tor. Schon lagert die Dämmerung über dem Dorfe. Die Luft ist ganz von dem Geruch des Gemüses, des Viehs und dem duftigen Rauche des Kuhmist's erfüllt. An den Toxen und auf den Straßen rennen Kosakenweiber hin und her und tragen in den Händen brennende Lappen. Auf dem Hofe hört man das Reuchen und das ruhige Wiedertönen des arbeitslosen Viehes, nur die Stimmen von Frauen und Kindern unterhalten sich auf dem Hofe und in den Straßen. An Wochentagen hört man manchmal, wenn auch selten, die trunkenen Stimme eines Mannes.

Eine von den Kosatinnen, eine alte, hochgewachsene Frau von männlichem Aussehen, kommt von dem gegenüberliegenden Gehöfte an Frau Ulita heran und bittet um Feuer; sie hat einen Lappen in der Hand.

„Run, Mutter, fertig?“ sagt sie.

Das Mädchen heizt. „Braucht Ihr Feuer?“ sagt Mutter Ulita, stolz darauf, einen Dienst erweisen zu können.

Die beiden Kosakenfrauen gehen ins Haus hinein; ihre groben Hände, nicht gewohnt, mit kleinen Gegenständen zu hantieren, reißen zitternd den Deckel von der kostbaren Schachtel mit Streichholzern herab, die im Kaukasus eine Seltenheit sind. Die fremde Kosakenfrau mit dem männlichen Aussehen läßt sich auf die Bank nieder. Sie hat offenbar die Absicht zu plaudern.

„Deiner ist wohl in der Schule, Mutter?“ fragt die Fremde.

„Immer unterrichtet er die Kinder, Mutter. Er hat geschriebe, er zu den Feiertagen kommt, sagt die Fähnrichsfrau.“

„Er ist wirklich ein gefeierter Mensch; hat alles seinen Nutzen. Gewiß, 's hat seinen Nutzen.“

Und mein Lufaschta ist an der Grenzwahe und darf nicht nach Hause, sagt die Fremde, obgleich die Fähnrichsfrau das längst weiß. Sie hat das Bedürfnis, über ihren Lufaschta zu sprechen, der eben erst zu den Kosaken gegangen ist, und den sie gern mit Mariana, der Tochter des Fähnrichs, verheiratet möchte.

Und immer liegt er in der Grenzwahe?

Ja, Mutter, seit den Feiertagen ist er nicht hier gewesen. In diesen Tagen habe ich ihn durch Jomuschka Semden geschickt. Er sagt, es geht ihm gut, die Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden. Sie sind wieder auf der Suche nach Abreken. Lufaschta, sagt er, ist heiteren und frohen Mutz.

„Run, Gott sei Dank, sagt die Fähnrichsfrau, ein Reizer, mit einem Wort.“

Lufaschta hatte den Beinamen „der Reizer“ wegen seiner Kühnheit, weil er ein Kosakenkind aus dem Wasser gezogen, den Wellen entrissen hatte, und die Fähnrichsfrau erinnerte daran, um ihrerseits Lufaschta's Mutter etwas Angenehmes zu sagen.

„Ich danke Gott, Mutter, ein guter Sohn; ein tüchtiger Junge, alle loben ihn, sagt Lufaschta's Mutter. Wenn ich ihn erst verheiratet hätte, würde ich ruhig sterben.“

„Run, fehlt es etwa an Mädchen im Dorfe?“ antwortet die schlaue Fähnrichsfrau, indem sie sorgfältig mit ihrer rauhen Hand den Deckel auf die Streichholzschachtel schiebt.

Genug, Mutter, genug, bemerkt Lufaschta's Mutter und wiegt den Kopf hin und her, aber Dein Mädchen, die Marianuschka, das nenne ich ein Mädchen. So eine findet man im ganzen Dorfe nicht wieder.

Die Fähnrichsfrau weiß, welche Absichten Lufaschta's Mutter hat, und obgleich sie Lufaschta für einen tüchtigen Kosaken hält, weicht sie doch diesem Gespräche aus, erstens weil sie Fähnrichsfrau und reich, Lufaschta aber der Sohn eines einfachen Kosaken und ein Weisenkind ist; zweitens weil sie sich nicht sobald von ihrer Tochter trennen möchte; hauptsächlich aber, weil der Anstand das erfordert.

„Run, wenn Marianuschka heranwächst, wird sie auch ein prächtiges Mädchen sein — sagt sie zurückhaltend und bescheiden.“

Dann schide ich die Freier, ja, ich schide sie, wenn wir erst die Gärten bestellt haben, dann kommen wir und machen Dir unsere Aufwartung, sagt Lufaschta's Mutter, dann machen wir Ilya Wassiljewitsch unsere Aufwartung.

„Wozu Ilya?“ sagt die Fähnrichsfrau stolz, mit mir müßt Ihr reden. Kommt Zeit, kommt Rat.“

Lufaschta's Mutter liest in den strengen Zügen der Fähnrichsfrau, daß es nicht ratsam sei, das Gespräch fortzusetzen. Sie zündet mit einem Streichholz den Lappen an, erhebt sich von ihrem Platze und sagt: Verzeih nicht, Mutter, gedenke dieser Worte. Ich gehe, ich muß einbeizen, fügte sie hinzu.

Während sie über die Straße geht und mit gestrecktem Arm den glimmenden Lappen schwenkt, kommt ihr Mariana entgegen und begrüßt sie.

„Hübsch wie eine Fürstin, und eine Arbeiterin ist das Mädchen! denkt sie, während sie ihre Schönheit bewundert. — Wozu soll die noch wachsen? Es ist Zeit, daß sie heiratet und in ein gutes Haus, Lufaschta muß sie heiraten.“

Mutter Ulita aber hat ihre eigenen Gedanken; sie ist auf der Schwelle sitzen geblieben und sitzt da, in ernstes Nachsinnen versunken, bis ihre Tochter sie ruft.

6.

Die männliche Bevölkerung des Dorfes bringt ihr Leben auf Kriegszügen, auf den Grenzwaehen oer, wie es die Kosaken nennen, Posten zu. Lufaschta der Reizer, eben der, von dem die Frauen im Dorfe gesprochen hatten, stand gegen Abend auf dem Wachturme des Postens von Nischne-Protogel. Der Posten von Nischne-Protogel lag unmittelbar am Ufer des Terek. Er hatte sich an das Geländer des Turmes gelehnt und schaute mit gerunzelter Stirn hinaus in die Ferne jenseit des Terek und hinunter zu den Kameraden und plauderte von Zeit zu Zeit mit ihnen. Die Sonne näherte sich schon dem Schneegipfel, der über den krausen Wolkten weiß glänzend hervorschimmerte. Die Wolkten, die am Fuße des Berges lagerten, nahmen immer dunklere Schatten an, die Abendluft war klar und durchsichtig. Aus dem dichten Urwald webte es frisch herüber. Bei dem Posten aber war es noch heiß. Die Stimmen der Kosaken hallten, von der Luft getragen, langdovll wider, der braune, reißende Terek hob sich mit seiner ganzen beweglichen Fülle scharf von den unbeweglichen Ufern ab. Er war im Fallen, und hie und da schimmerte an den Ufern und auf Sandbänken dunkler Sand hindurch. Am jenseitigen Ufer, gerade gegenüber der Grenzwahe, war alles öde; nur niedriges Steppenschilf zog sich endlos bis an die Berge hin. Ein wenig seitwärts sah man an dem niedrigen Ufer die Lehmhütten, die flachen Dächer und die trichterförmigen Schornsteine eines Tschetschenge-Aufs. Die scharfen Augen des Kosaken, der auf dem Turme stand, verfolgten durch den Abendrauch des friedlichen Dorfes die schwankenden Gestalten der in weiter Ferne sichtbaren Tschetschengefrauen in ihren blauen und roten Kleidern.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wirtschaftsleben der alten Germanen.

III.

Zu Cäsars Zeiten erschien die Völkerschaft als einzige Grundeigentümerin; die Sippe hatte den korporativen Nießbrauch an den ihr auf Jahresfrist geliehenen Grundstücken. Hansien vermutet, daß die Bestellung und die Ernte durch die Glieder der Sippe gemeinsam erledigt, der Ertrag aber an die einzelnen Familien der Sippe verteilt worden sei. Diese Wirtschaftsform ist übrigens noch für das 14. Jahrhundert in Wales nachgewiesen.

In Taciteischer Zeit aber gab es anders wie zu Cäsars Zeiten feste Wohnungen. Diese Wohnungen sind als feste Zentren der einzelnen Familien aufzufassen, die das Wohnhaus und die Wirtschaftsgebäude umfassende Hofstätte ist zweifellos als die erste Form des individualisierten Eigentums bei den Germanen zu betrachten: sie war Eigentum der Familie, der Haushaltung. In der Einzelfamilie haben wir die Gruppe zu erkennen, die in Taciteischer Zeit als Inhaberin der jährlich wechselnden Nutzungsflächen erscheint. Als Eigentümerin des Bodens aber dürfte in Taciteischer Zeit wohl kaum mehr die Völkerschaft, sondern die Sippe aufgetreten sein. Sie ist die „Gesamtzahl“ — die Gesamtzahl nämlich mehrerer untereinander verwandtschaftlich verbundener Einzelfamilien. Die Sippe ist im allgemeinen identisch mit der Taciteischen Dorfgemeinde. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß sich in einem Dorfe mehrere Sippen vereinigten. Nicht unmöglich ist es schließlich, daß die einzelne Feldgenossenschaft nicht bloß ein Sippendorf, sondern mehrere Sippendörfer umfaßte. Eines müssen wir noch herausheben: die germanische Agrarverfassung war in der Zeit des Cäsar und des Tacitus wohl durchaus sozialistisch, aber nicht absolut demokratisch. Tacitus hat bei den Germanen Ackerlose von verschiedener Größe vorgefunden, die „nach dem Rang“ verteilt worden sind. Es gab, wie von Cäsar und auch anderweitig von Tacitus bezeugt wird, in altgermanischer Zeit einen Verdienstadel.

Man wird mit Lamprecht die Größe eines Familienanteils, der, wie wir sehen werden, in allen Gewannen der Markgenossenschaft zerstreut lag, auf 30 bis 40 Morgen ansetzen. Der „Morgen“ war das Maß einer Fläche, die man in einem Arbeitsmorgen bestellen konnte. Der Anteil der Familie hieß die „Hufe“.

Um das Bild der altgermanischen Agrarverfassung vollends zu erklären, müssen wir die administrative und soziale Gliederung der germanischen Volksstämme etwas genauer betrachten.

Karl Lamprecht hält dafür, daß die Feld- oder Markgenossenschaft ursprünglich mit dem militärischen Aushebungsbezirk, der Hundertschaft oder Cent, gleichbedeutend gewesen sei und daß der Hundertschaft, die Tacitus in der Schilderung der germanischen Kriegsverfassung als die niederste taktische Einheit des germanischen Heeres¹⁾ bezeichnet, „ein genealogisches Ferment zugrunde lag“. In seiner Wirtschaftsgeschichte des Mosellandes schätzt Lamprecht für kultivierte Gegenden den Ansiedlungsbezirk der Hundertschaft oder Feldgenossenschaft auf 1 bis 2 Viertelmilen.

Aber was ist eine Hundertschaft? Ist sie wirklich, wie Tacitus sagt, eine militärische Formation von „je hundert aus einem Gau?“ Und was ist der Gau? Je mehr man in diese Dinge hineindringt, je weiter man in der germanischen Verfassungsgeschichte herabsteigt, desto mehr wankt die technische Festigkeit dieser Rechtsbegriffe. Es kann nicht die Aufgabe einer populären Studie sein, in diese Diskussionen hineinzuführen; genug, wenn der Leser von der Unsicherheit der Dinge einen ungefähren Begriff bekommt. Historiker, die aus der karolingischen und merowingischen Periode rückwärts schreiten, erklären die Hundertschaft als einen Verband von 100 oder 120 Familien.²⁾

Der genealogische und militärische Ursprung der Hundertschaft, die der germanischen Agrarverfassung als Trägerin des Eigentums an der bebauten Flur insofern zugrunde lag, als sie mit der Geschlechts- und Markgenossenschaft identisch war, ist jedenfalls außer Zweifel. Auch der Gau scheint ursprünglich grundständig mit der Markgenossenschaft und Cent gleichbedeutend gewesen zu sein. Bei besonders großen Völkerschaften, bei kleinen Geschlechtsgenossenschaften mochte ein Gau freilich auch mehrere Hundertschaften umfassen.

Außer der bebauten Feldflur, die zur Auslosung in schmale Streifen eingeteilt wurde, besaßen die Feldgenossenschaften innerhalb ihrer Gemarkung große Flächen nicht aufgeteilten Landes. Dies nicht aufgeteilte Land hieß die Allmende; dies Wort bedeutet soviel wie allgemeines Eigentum und hängt mit dem Wort „allgemein“ etymologisch zusammen. Wenn Tacitus auch von der Allmende nicht berichtet, so haben wir doch bis in die jüngste Vergangenheit, ja bis in die Gegenwart Beispiele des Bestandes der Gemeindeallmende gehabt, die beispielsweise in Altpreußen erst durch das Gemeinheitssteuergesetz vom 7. Juni 1821 beseitigt worden ist. Die Allmende, ein kommu-

nistisches Rudiment, stammt aus altgermanischer Zeit; sie war unmittelbar kommunistischer Natur, sie war alle selbständigen Markgenossen, die das Recht hatten, in der Allmende zu jagen, zu fischen, Vieh aufzutreiben, zu holzen, zu roden, wo und wann immer sie wollten. Bei zunehmender Bevölkerung wurden in der Allmende korporative Rodungen vorgenommen; das neugewonnene Bauland, die neuengewonnene „Gewanne“³⁾ wurde in Gewinnstreifen aufgeteilt, die an die Markgenossen jährlich in der Weise verlost wurden, daß jede Familie nach dem Maße des Bedarfs, das heißt der Kopffzahl, in jeder Gewanne einen Streifen erhielt. So entstand schon in altgermanischer Zeit vor der Ausbildung des Privateigentums an der Feldflur der Streubesitz, die „Gemeingelage“, die ihrerseits eine bestimmte Methode der Bewirtschaftung vordrängte: Der „Flurzwang“ bestand darin, daß die Genossenschaft als solche bestimmte, was und wann in den einzelnen Gewinnstreifen gebaut werden sollte.

Tacitus unterscheidet in seiner Schilderung des germanischen Wirtschaftslebens Einzelhöfe und Dörfer. Diese Doppelheit der Besiedelungsweise war rechtsgeschichtlich bedeutsam.

Die Kelten, die Vorfahren der modernen Franzosen, besaßen in den letzten Jahrhunderten der heidnischen Zeitrechnung das Hofsystem. Der keltische Bauer saß isoliert auf seinem Hof und hatte das umliegende Acker- und Brachland zu eigen, während der germanische Bauer der Taciteischen Zeit nur Haus und Hof, nicht aber Ackerland zu eigen hatte. Dies keltische System übernahmen die Germanen, wo immer sie keltische Bevölkerung vertrieben; denn der Kelt saß in vorchristlicher Zeit weit drinnen in heute deutschem Lande, auch rechts des Rheines. Aus keltischen Einflüssen erklärt sich das Hofsystem am deutschen Niederrhein und in Westfalen.

Das Hofsystem entstand jedoch in gewissen Teilen Germaniens auch unabhängig vom keltischen Einfluß. In der Gebirgswelt der Alpen, des Schwarzwaldes, der Vogesen erschwerte die natürliche Beschaffenheit der Landschaft die Anlage von gedrängten Dörfern; in der schmalen Talsohle siedelte sich der Bauer in großem Abstand vom Nachbar an; die langgestreckte Feldflur ward hier früh zum Privateigentum, die Allmende aber lag oben auf den Höhen oder an moorigen Stellen des Tales. Bei der Größe der Entfernungen verzichtete man auf die jährliche Auswechslung der Felder.

So entstand das Privateigentum an der bebauten Flur in Germanien zuerst in den Landesteilen, wo das Hofsystem Gewohnheit war. Aber nicht bloß das Hofsystem begünstigte diese Entwicklung. Es scheint Rechtsens gewesen zu sein, daß der Bauer, der in der Gemeindeallmende mit seiner eigenen Kraft und der seiner Familie rodete, das gewonnene Neuland sich dauernd zu-eigen durfte.

Tacitus unterscheidet bei den Germanen vier soziale Stände: den kriegerischen, arbeitscheuen Verdienstadel, die Gemeinfreien, die Sklaven (die entweder unterjochte Voreinwohner, Kriegsgefangene oder Spieler⁴⁾ waren) und die Freigelassenen. Sklaven und Freigelassene unterschieden sich wenig; beide lebten in eigenem (geliehenem) Hause wie Pächter und leisteten ihren Herren Dienste, zahlten ihnen wenigstens Abgaben. Der Sklave war nicht wehrfähig und nicht rechtsfähig; wohl aber der Freigelassene, dessen Verwundung oder Tötung mit einem Bergeld⁵⁾ zu büßen war.

Außer den Freigelassenen, den Greisen und Schwachen oblag selbstverständlich auch die sozial Deffizienten der Feldarbeit. Erst nach der Völkerwanderung gewöhnte sich der freie Germane allgemein an die harte Bauernarbeit. Schon Cäsar freilich erzählt, daß die kriegerischen und volkreichen Sueben die wehrfähige Mannschaft stets nur zur Hälfte ins Feld rücken ließen, die zweite Hälfte aber zur Viehwartung und Jagd zurückbehielten und im zweiten Jahre jeweils gegen die andere Hälfte austauschten.

Es dürfte kaum wundernehmen, daß ich vom gewerblichen Leben der alten Germanen wenig sage. Es beschränkte sich auf die gemerbliche Hausarbeit. Der technische Ausdruck für das häusliche Gewerbe ist „Dienwirtschaft“⁶⁾. Die Frauen stampften den Leinen, fertigten den Fries, spinnen das Garn, woben das rohe Linnen. Die Männer oblagten der Arbeit des Schnitzens und des Schmiedens. Das Schmieden wurde für die einzige eines freien Mannes eigentlich würdige Arbeit gehalten. An den römischen Reichsgrenzen, also im Donau- und Rheingebiet, entwickelte sich im 1. christlichen Jahrhundert ein ziemlich lebhafter Grenzhandel. Die Ausfuhr von Eisen nach Germanien war den Römern vom Kaiser verboten; so brachten die Römer allerhand

¹⁾ Die „Gewanne“, das der Allmende korporativ abgewonnene Neuland, heißt so viel wie „Gewinn“. Althochdeutsch *gwinnan* gleich erstreiten, mühsam erarbeiten.

²⁾ Tacitus erzählt in Kapitel 24: „Verwunderung erregt ihr Würfelspiel. In nüchternem Zustand . . . treiben sie es mit solcher Tollkühnheit . . . daß sie, wenn alles hin ist, auf den letzten Wurf ihre Person und Freiheit setzen. Der Verlierende gibt sich freiwillig in die Knechtschaft; wem er auch vielleicht der Jüngere, Stärkere ist, läßt er sich ruhig fesseln und verkaufen: so hartnäckig sind sie in verwerflicher Sache, sie selbst aber nennen es Ehre.“

³⁾ Manngeld (Wer = lateinisch *vir*, der Mann)

⁴⁾ *Dikos* (griechisch) das Haus.

¹⁾ In Kapitel 12 setzt Tacitus auch die Zahl der Schöffen eines Gerichtsbezirktes auf 100 an.

²⁾ 120 ist das germanische „Großhundert“.

Land, jedoch auch Stoffe und Edelmetalle, die Germanen dagegen Zuderruben, Fische, Bernstein, Lauge, Blondscharre und Sklaven auf den Markt. Beim römisch-germanischen Handel spielten srische und jüdische Zwischenhändler eine große Rolle. Während die Germanen unter ihresgleichen die Preise durch das Herkommen bestimmt sein ließen, waltete im Verkehr mit den fremden Rassen das Profitprinzip; denn der Handel mit Fremden galt dem Germanen als eine Art von Krieg, der Marktfriede des Grenzgebietes als eine schwer erträgliche Einschränkung.

Es obliegt uns zum Schluß, das algermanische Wirtschaftsleben, dessen Bild ja Rüge von breiterer Typik enthält, im Rahmen der vergleichenden Wirtschaftsgeschichte zu betrachten.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Temperaturgrenzen, innerhalb deren das Leben noch möglich ist. Die höher entwickelten Tier- und Pflanzenkörper besitzen nur verhältnismäßig geringe Widerstandsfähigkeit besonders gegen höhere Temperaturen, denn schon bei 45 bis 50° C. fängt ihr Protoplasma an zu gerinnen und damit hört seine Lebensfähigkeit auf. Viele andere Pflanzen und Tiere sind aber in dieser Beziehung viel widerstandsfähiger; sie haben ein viel zäheres Leben und ertragen ohne Schaden Temperaturen von 60 bis 80° C. Im Wasser des Karlsbader Sprudels befinden sich, wie im „Prometheus“ ausgeführt wird, verschiedene Algenarten, in den 75° C. heißen Quellen des Yellowstone-Parks in Nordamerika gedeihen gleichfalls Algen und Bakterien, und in mehreren warmen Quellen bei Neapel leben nicht nur einfache Pflanzen, sondern auch Insektenlarven und eine Art kleiner Krebse in einer Temperatur von 60° C. Noch höhere Temperaturen ertragen Samen von Gras- und Getreidearten, die, wenn ihnen vorher der Wassergehalt entzogen war, sehr lange einer Temperatur von 100° C. ausgesetzt werden können, ohne daß dabei die Keimfähigkeit leidet. Eine gleiche Temperatur ertragen auch die Sporen vieler Bakterien, z. B. die Sporen des Milzbrandes, die erst nach dreistündiger Erhitzung auf 140° C. absterben. Als verhältnismäßig hoch entwickelte Lebewesen, die durch hohe Temperaturen nicht getötet werden, sind die Nidertierchen und Wärentierchen zu nennen, kleine Süßwasserbewohner, die zu den Würmern gerechnet werden, und die auch in anderer Beziehung ein sehr zähes Leben haben. Wenn nämlich ihr Lebensmedium, das Wasser, eintrocknet, so trocknen diese Tierchen im Schlamm mit ein und erwachen wieder zu neuem Leben, wenn sie nach nicht gar zu langer Zeit wieder Wasser bekommen. Diese Tiere hat man im eingetrockneten Zustande längere Zeit einer Temperatur bis zu 110° C. ausgesetzt, und sie leben trotzdem bei späterer Wasserzufuhr weiter. Auch gegen hohe Kältegrade besitzen viele Lebewesen eine große Widerstandsfähigkeit. Pestbazillen werden bei -31° C. in mehreren Monaten nicht zum Absterben gebracht, Diphtherisbazillen überdauern - 60 Grad Celsius, und die Tuberkelbazillen sind noch lebensfähig, nachdem sie eine Stunde lang einer Temperatur von -100 Grad Celsius ausgesetzt waren; sie sterben erst bei -160 Grad Celsius, während die Eiter-Streptokokken sogar -252 Grad Celsius aushalten. Sehr viele Samen sind, wenn sie vorher getrocknet waren, auch fast unempfindlich gegen sehr tiefe Temperaturen. Aber auch einzelne höhere Tiere halten hohe Kälte aus, wie z. B. Fische, Schlangen, Frösche usw., die man einfrieren lassen und dann wieder bis auf etwa -25 Grad Celsius abkühlen kann, ohne daß das Leben erlischt, wenn nur das spätere Auftauen mit einiger Vorsicht geschieht.

Technisches.

Automatische Verbindung am Telephon. Wenn es ein Mittel gäbe, das dem Benutzer eines Telephons auf zuverlässige Weise gestattete, die gewünschte Verbindung mit einem anderen Teilnehmer selbst herzustellen, so würden damit alle Teile zufrieden sein. Die Telephonverwaltung würde eine große Zahl der zur Bedienung der Aemter jetzt erforderlichen weiblichen Hilfskräfte sparen, und der Sprecher selbst würde die Zuversicht haben, daß er um manchen Ärger und Zeitverlust herumkommt. Sehr fraglich ist es nur, ob ein solches System mit wirklich unbedingter Zuverlässigkeit zu arbeiten vermag, denn andernfalls würde der Ärger und Schaden noch größer sein. Bekanntlich wird jetzt eine Verbindung durch das Amt bereit hergestellt, daß zwei durch ein kurzes Kabel verbundene Stöpsel in zwei Löcher gesteckt werden, die das Ende der mit einander in Verbindung zu legenden Leitungen darstellen. Auf diese Weise kann eine große Zahl von Kombinationen ausgeführt werden; das ist aber auch notwendig, weil es bei 100 Teilnehmern schon 4950 verschiedene Möglichkeiten der Verbindung gibt. Der Feind der Telephone, der auf ihre Abschaffung hinarbeitet, ist das amerikanische Dioskuren-Paar Lorimer, das in Amerika schon einen ziemlich großen Erfolg mit seiner Erfindung einer selbsttätigen Telephonverbindung errungen hat und jetzt auch auf europäischen Boden, nämlich zuerst in Italien, festen Fuß zu fassen scheint. Infolgedessen hält es der „Elektrotechnische Anzeiger“ für zeitgemäß, dieser Neuheit eine kurze Schilderung zu widmen. Neugierlich kennzeichnet sie

sich zunächst darin, daß sich am Apparat selbst eine Vorrichtung zur Einstellung der gewünschten Zahl vorfindet. Die Zahl wird auf diese Weise nach der Zentrale telegraphiert und dort wird dann die gewünschte Verbindung selbsttätig hergestellt, ebenso wird das Gespräch nach seiner Beendigung selbsttätig unterbrochen, wie es jetzt schon bei vielen Apparaten geschieht. Ist die gewünschte Leitung bereits besetzt, so muß der Anrufende diesen Schluß freilich lediglich aus der unerschütterlichen Wahrnehmung ziehen, daß er keine Antwort erhält. Zur Verhütung der Telephonstimmungen sei bemerkt, daß für große Reize die Erfindung noch nicht als bewährt zu betrachten ist.

Aus den Verhandlungen des Eisen- und Stahl-Instituts. Unter den Gegenständen, die in der Jahresversammlung des Eisen- und Stahlinstituts in den ersten Oktobertagen behandelt wurden, erregte insbesondere ein Bericht von S. Cowper-Coles (London) große Aufmerksamkeit, der einen Ertrag der bisher üblichen Eisenbearbeitungsmethoden zur Herstellung von Blechen, Röhren, Schrauben usw. durch ein elektrolytisches Verfahren zum Gegenstande hat. Es lassen sich danach die genannten Erzeugnisse ohne Schmelz- oder Walzprozeß aus Roh- oder Schmiedeeisen, ja selbst aus dem Eisenerz direkt zu unglaublich viel niedrigeren Preisen als den jetzigen herstellen. Das gleiche Verfahren kann auch zur Fabrikation nahtloser zylindrischer Gefäße angewandt werden. Das Material selbst ist Gemisch sehr widerstandsfähig. Der elektrische Herstellungsprozeß gestattet auch dort zu arbeiten, wo nur Wasserkräfte zur Verfügung stehen. Er ist sehr einfach und weit reiner und hygienischer als die bisher gebräuchlichen Verfahren. Gleichfalls von sehr großem Interesse waren die Mitteilungen von Professor Campbell (Michigan) über die chemische Reifeinheit des Stahls. Der leitende Gedanke ist der, man habe sich die Verbindung zwischen Kohle und Eisen so vorzustellen, daß die Wasserstoffatome von Diefenen (das sind ungeladigte Kohlenwasserstoffe von hohem Molekulargewicht) durch Eisen vertreten sind. Diese Auffassung gestattet eine gute Deutung verschiedener bisher dunkler Probleme aus der Metallurgie des Stahls, z. B. der merkwürdigen Erweichung, daß oft ein geringer Zusatz eines anderen Metalls die Eigenschaften des Stahls so tiefgreifend ändert, daß der Zusatz an und für sich kein Erklärungsgrund sein kann. Man könnte sich jedoch vorstellen, daß jener Zusatz in die olefinartigen Kohlenverbindungen eintritt und dabei ihre Atomgruppierung in durchgreifender Weise verschiebt.

Verwendung von Kanalisationschlamm und Müll. Im Elektrizitätswerk unserer Nachbarstadt Köpenick wird unter den Dampfesseln in der Hauptische Kanalisationschlamm verfeuert. Die Abwässer der Stadt werden durch einen Zusatz von Braunkohle und schwefelhafter Tonerde geklärt, und die zurückbleibenden Rückstände, der Kohlebrenn-Rückschlamm, werden mit einem kleinen Zusatz von Braunkohle als Brennmaterial verwertet. Der Schlamm wird in dem Klärboden an der Luft getrocknet, bis er staubfest geworden ist. Dann wird er durch Lagerung in einem Trockenschuppen noch weiter getrocknet und von dort der Kesselanlage zugeführt.

Die Entziehung des Wassergehaltes — der Schlamm von 90 Proz. Feuchtigkeit muß bis auf 50—60 Proz. Feuchtigkeitsgehalt gebracht werden — kann auch durch Filterpressen, durch zentrifugieren oder andere Methoden erfolgen. Dieser Schlamm kann dann trotz seines verhältnismäßig hohen Wassergehaltes mit einem Zusatz von 5—10 Proz. Kohle dauernd brennen. Durch dieses Verfahren eröffnet sich für Städte die Aussicht, den Kanalisationschlamm auf hygienische Weise los zu werden und dabei noch Energie, sei es in Form von Dampf oder Elektrizität, zu gewinnen.

Die Frage der Verbrennung der Kanalisationsrückstände hat eine große Ähnlichkeit mit der Frage der Müllverbrennung. Auch Müll läßt sich sogar in der Regel ohne besonderen Kohlenzusatz ausbringend unter Kesseln verbrennen. Dr. Heine hat in einem Vortrag interessante Daten für die Müllverbrennung gebracht. Während man in Frankfurt a. M. pro Tonne Müll mit einer jährlichen Ausgabe von 2 M. rechnet, betragen diese Kosten in Wiesbaden, wo eine Müllverbrennungsanstalt besteht, nur die Hälfte.

Unter der Voraussetzung, daß pro Person und Jahr 180 Kilogramm Müll angenommen werden, würden aus diesem Müll, wenn er unter Dampfesseln einer elektrischen Zentrale verbrannt wird, circa 8 Kilowatt-Stunden pro Person gewonnen werden können. Diese Energie ist ausreichend, um eine moderne 25kerzige Metallfadenlampe fast das ganze Jahr hindurch täglich eine Stunde brennen zu lassen. In England sind bereits in 100 Städten solche Müllverbrennungsanstalten eingerichtet, und wäre nur zu wünschen, daß man dieser Frage auch in Deutschland ein größeres Interesse schenkte, da wohl die Verbrennung des Mülls, wie auch die Hamburger Choleraepidemie gezeigt hat, die hygienischste Art und Weise ist, den Müll zu vernichten.

Die bei der Verbrennung des Mülls noch übrig bleibenden Rückstände sind auf keinen Fall mehr gesundheitsgefährlich und können auch praktisch verwertet werden. Die Schlacken können nämlich zum Herstellen von Fußwegen und Beton, zur Fabrikation von Mauersteinen und dergleichen verwendet werden. Aus der Flugasche werden gleichfalls künstliche Steine und dergleichen sowie auch ein Desinfektionspulver gemacht. Die in der Schlacke vorhandenen Silicate können auf elektrischem Wege ausgezogen und gleichfalls nützlich verwendet werden.